

Veranstaltungen

Nachtrag zur 4. Kunsthistorikerinnentagung in Berlin 1988 27.11.1988

Liebe Kommilitoninnen, liebe Kolleginnen

Es ist unüblich, daß eine Vorbereitungsgruppe nach der von ihr organisierten Tagung noch einmal einen Rundbrief verschickt. Wir halten es jedoch für nötig, weil auf der abschließenden Sitzung am Sonntag eine große Unsicherheit darüber deutlich wurde, wie und ob nach Berlin die nächste Kunsthistorikerinnen-Tagung stattfinden wird. Wir möchten noch einmal versuchen, die Fäden zu entwirren und aus unserer nun etwas distanzierteren Perspektive unsere Einschätzung darstellen.

Zunächst die Frage, ob und wie es überhaupt weitergehen soll. Es gab (gibt?) keine Gruppe, die die Vorbereitung der nächsten Tagung übernommen hat.

Dafür gibt es sicher mehrere Gründe. Die Anforderungen und Erwartungen haben sich mit der Berliner Tagung potenziert: steigende Teilnehmerinnenzahl, wachsender Organisationsaufwand, ein noch größeres Spektrum sich zuspitzender und kontroverser Fragestellungen und Methoden.

1. Zur Organisation: Wir hatten extrem günstige Bedingungen, die aber sicher nicht zur Bedingung für die künftigen Tagungen gemacht werden können und dürfen!

Wir müssen die Möglichkeiten zur staatlichen Förderung (Frauenbonus) ausschöpfen und (aus)nutzen, aber wenn sie zur Voraussetzung werden, ohne die es künftig nicht mehr geht, landen wir in den Fängen der Institutionalisierung.

2. Wir meinen jedoch, daß wir weiterhin große Tagungen brauchen. In Berlin hat sich gezeigt, vielleicht deutlicher noch als in Wien, wie dringend notwendig solche (auch internationale) Tagungen sind. Es gibt keinen anderen Ort für diese Art von kontroversen und vielfältigem Austausch über Methoden und Themen feministischer Forschung, über wissenschaftspolitische Fragen und Probleme. Es gibt auch keinen anderen Ort, um unsere Beziehungen zu den aktuellen Positionen feministischer Politik zu befragen.

Sicherlich ist es so, daß allein schon die Struktur solcher Tagungen nicht immer den vielfältigen persönlichen Interessen Raum geben kann. Nicht jede wird sich immer einmischen können in eine Debatte, nicht jede wird alle Beiträge sofort so verstehen, daß sie sich einmischen kann. Aber solche „großen“ Tagungen können auch Ausgangspunkt sein für die weiterführenden und klärenden Diskussionen und vielen kleinen Gesprächen an vielen verschiedenen Orten.

Sie können auch Ausgangspunkt für „kleinere“ Tagungen sein. Fachtagungen sind auch unserer Meinung nach notwendig, weil sie tiefergehende themenspezifische Debatten ermöglichen, einen Austausch von Spezialistinnen. Aber sie sind kein Ersatz für große Kunsthistorikerinnen-Tagungen.

3. Auf der Tagung wurde uns ein anderes Problem deutlich, das mit dem Verhältnis von Frauenbewegung und (sich relativ unabhängig entwickelnder) Frauenforschung zu tun hat.

Ein Kongreß wie der Berliner sollte dazu dienen, daß wir uns als Bewegung verständigen und gleichzeitig, daß wir uns über die Entwicklung unserer Fragestellungen und Methoden auseinandersetzen.

Wir haben nur sehr wenige Beiträge abgelehnt, auch um möglichst viele unterschiedliche methodische Ansätze und Problemstellungen präsent zu haben. Dieses Vorgehen und die Tatsache, daß wir uns verbreitern, daß neue Generationen von Frauen und Frauen aus anderen Bereichen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Voraussetzungen zu uns stoßen, führen dazu, daß die Diskussionen nicht immer auf ein und derselben Ebene möglich sind. Die Berliner Tagung wurde aus zwei sehr gegensätzlichen Perspektiven kritisiert. Zum einen wurde der „akademische“ Ton bemängelt, zum anderen „das Niveau“, oder das „Zurückbleiben“ auf Fragestellungen, die wir „schon vor zehn Jahren hatten“. Wir sollten das Ziel nicht aufgeben, zwischen diesen Positionen zu vermitteln. Es ist sicherlich notwendig, den Ausgangspunkt „persönlicher Betroffenheit“ nicht zu vergessen, gleichzeitig müssen wir aber auch weiter darum streiten, inwiefern sich daraus schon politische und wissenschaftskritische Perspektiven ergeben können. Die Berliner Tagung zeigte überdeutlich, daß es hier noch keinen Konsens gibt.

Feministische Forschung ist unübersichtlicher und schwieriger geworden. Wir begnügen uns nicht mehr damit, ausschließlich die blinden Flecken in der Geschichte aufzuzeigen; wir können uns nicht mehr unter einer einheitsstiftenden Losung vereinen, wollen es auch nicht mehr. In dem Moment, wo wir nicht mehr addierte Anhängsel des Faches sind, erweitern sich die Probleme und mit ihnen die Herangehensweisen und Fragen – und wir stellen fest, es gibt nicht mehr eine Wahrheit und nicht mehr ein Erkenntnisinteresse.

Aber wenn es nicht nur Gerede bleiben soll, daß Frauenforschung Teil der Frauenbewegung ist, werden wir uns weiterhin damit konfrontiert sehen, daß auf unterschiedliche Weise und auf unterschiedlichen Ebenen Politik gemacht wird. Wir sollten dabei bleiben, hinzuhören und voneinander zu lernen, auch wenn wir hier und da Widersprüche nicht austragen können. So z.B. die subtileren Ausprägungen von „Hierarchien“, die in anderen Lebenszusammenhängen (Universität!) längst geprägt wurden: ein spezielles Denken, Reden und Zuhören innerhalb von Kompetenz- und/oder Scheinkompetenz-Hierarchien und verdeckte oder offene Ellenbogenkämpfe.

4. Was wir brauchen, ist, neben weiteren großen Tagungen, ein ausgebildeteres Netzwerk, das es uns ermöglicht, zwischen den Tagungen auf dem laufenden zu bleiben (und zu werden) über unsere Forschungen, unsere Standpunkte und deren Veränderungen; ein Netzwerk, das aus vielzähligen Arbeitsgruppen, Lesezirkeln, Projektgruppen, Fachtagungen etc. besteht, die sich untereinander austauschen. Wir brau-

chen diese anderen Formen auch, um immer wieder und öfter und nicht bloß alle zwei Jahre ein anderes Umgehen miteinander zu erproben.

Mit freundlichen Grüßen

Sammy Bahl, Katja von der Bey, Barbara Borek, Susanne von Falkenhausen, Susanne Jensen, Patricia Krey, Ines Lindner, Nina Lübbren, Carola Muysers, Ulla Rüter, Sigrid Schade-Tholen, Silke Wenk, Gabriele Werner